



Drei Menschen. Drei Wege.

Ein Anfang.

Vianna Gardener

Ein Prequel zu SoCal Love

Inhaltshinweis

In Jamies Geschichte tauchen Situationen auf, in denen Gewalt vorkommt. Dazu gehören eine Konfrontation mit früheren Gangmitgliedern und eine Schießerei. Wenn dich solche Inhalte belasten oder du gerade sensibel reagierst, entscheide bitte achtsam, ob du sie lesen möchtest.

Impressum

© Vianna Gardener

Alle Rechte vorbehalten.

Die Texte in diesem Mini-E-Book sind geistiges Eigentum der Autorin.

Bitte behandle sie mit Sorgfalt und gib sie nicht ohne meine Zustimmung weiter.

*Autorin: **Vianna Gardener***

Webseite: www.viannagardener.com

Instagram: [@vianna_gardener_autorin](https://www.instagram.com/vianna_gardener_autorin)

Fotohinweis:

Das Foto auf dem Cover ist eine persönliche Aufnahme, die ich selbst gemacht habe.

Es ist nicht KI-generiert und unterliegt meinem Urheberrecht.

Bitte verwende oder vervielfältige es nicht ohne meine schriftliche Zustimmung.

Über mich

Ich schreibe Geschichten über Menschen, die nicht immer wissen, welcher der richtige Weg ist. Mich interessieren die Momente, in denen Entscheidungen schwerfallen, Zweifel bleiben und nichts eindeutig ist.

Liebe ist für mich nichts Perfektes. Sie ist etwas, was sich entwickelt, manchmal trägt und manchmal herausfordert. In meinen Geschichten geht es um genau diese Zwischenräume.

PATRIZIA

Mittwoch, 25. April 2012, Kleinrethenhofen

Sie hat keine klaren Antworten, nur diese leise Hoffnung, dass sie ihren Platz irgendwann findet.

»... und der Vermieter meinte, ich könnte die Wand selbst streichen, wenn ich die Farbe bezahle.« Fine gabelt sich etwas Rotkohl auf. »Ich dachte an ein warmes Grau. Was meinst du, Edith?«

Als ich vorhin kam, saß Fine schon am Tisch. War ja klar, Fine, Mamas Wunderwaffe, wenn es darum geht, mir mal wieder irgendwelche ›Flausen‹ auszureden.

»Überraschung!« Mama hatte gestrahlt: »Ich dachte, Fine sollte auch dabei sein, wenn wir dich verabschieden. Ihr beiden seid doch fast unzertrennlich.«

Seit dem Tag vor 20 Jahren, an dem sie mir beibrachte, wie man bei Opa Kreitmeier im Kramerladen ein Eis erschnorrt. Und jetzt liegt bald ein Ozean zwischen uns.

»Oh, Grau ist sehr modern. Und zeitlos.« Mamas Stimme holt mich zurück. Sie beugt sich zu Fine. »Mit weißen Akzenten wird das sicher wunderschön. Vielleicht ein paar Kupfer-Accessoires?«

Fine nickt begeistert. Mamas Augen leuchten. Sie ist ganz in ihrem Element, wenn es um Geschmack und Stil geht. Die beiden könnten stundenlang über Einrichtung reden. Ich schneide ein Stück vom Gänsebraten ab.

Wandfarben. Fines Balkon. Kupfer-Accessoires. Mama und Fine meiden das Thema L.A., wie ich nach Weihnachten den Blick auf die Waage. Dabei reden sie sonst seit Wochen über nichts anderes. Ich könnte mittlerweile ein Buch schreiben: 101 Gründe, warum Patrizia in L.A. scheitern wird.

Papa stellt sein Weinglas ab und lehnt sich zurück. Sein Blick wandert von Mama zu Fine, dann zu mir.

»Und, mein Kätzchen?« Er lächelt. »Schon aufgeregt?«

»Ein bisschen.« Ich lache. »Ich glaub, ich hab inzwischen schon zehnmal kontrolliert, ob mein Pass in der Tasche steckt.«

Papa grinst. »Das ist doch völlig normal.«

Mama legt ihre Gabel ab. Tupft sich die Mundwinkel ab, ganz langsam. Sehr langsam. Sehr präzise.

»Morgen also.« Sie seufzt. »Und du bist dir wirklich sicher?«

Aha. Jetzt also doch.

Sie faltet die Serviette zusammen.

»Du hast meine Bedenken oft genug gehört, ich weiß.«

Einhunderteinmal Mal, um genau zu sein.

»Aber ich wäre keine gute Mutter, wenn ich sie nicht noch einmal ansprechen würde.«

Sie tauscht einen kurzen Blick mit Fine.

Ich schneide ein Stück Fleisch klein. Sehr klein.

»Warum gleich ein ganzes Jahr, Patrizia?«

»Edith–«, setzt Papa an, aber Mama hebt die Hand.

»Lass mich bitte, Richard. Ich bin eben immer noch der Meinung, dass es vielleicht auch erst mal ein längerer Urlaub getan hätte.« Mama lehnt sich zurück. »Irgendwas Schönes. Vielleicht zwei, drei Wochen Thailand. Mit Fine zusammen, ein bisschen Wellness oder so.«

Fine stellt ihr Weinglas ab und nickt. »Ja, Thailand. Oder wir wären gemeinsam nach Kalifornien, so wie wir es immer geplant haben.« Sie legt den Kopf schief, ihr Blick weich, mitfühlend. »Ich verstehe dich ja, Patty. Manchmal muss man einfach raus. Ich meine nur ... es gibt doch auch näherliegende Möglichkeiten, wenn man sich ... ausprobieren will.«

Ausprobieren. Als wäre das ein Experiment. Ein Selbstfindungstrip für gelangweilte wohlbehütete Töchter.

»Ich habe jetzt sechs Monate Prüfungen hinter mir. Das NCLEX-Examen und die CGFNS-Zertifizierung.« Ich sehe von Fine zu Mama. »Denkt ihr eigentlich, das hab ich alles aus reinem Zeitvertreib gemacht?«

Mama legt die Hand aufs Herz. »Patrizia. Sie seufzt leise und sieht mich an. Nicht wütend, nicht enttäuscht. Eher mitleidig. Als wäre ich ein Kind, das nicht begreift, wie die Welt funktioniert. Als hätte ich keine Ahnung, was gut für mich ist. »Ich bin ja stolz, dass du so hart gearbeitet hast, aber ich verstehe es einfach nicht. Warum denn?

Warum jetzt? Warum nicht lieber hier ordentlich Fuß fassen, deinen Platz finden. Statt mit dreißig ... Adrian-«

Natürlich. Adrian.

»Adrian hätte dir eine gute Zukunft geboten. Sicherheit. Eine Familie«, fährt Mama fort. »Angesehen, gebildet, aus guter Familie. Aber nein, dir war das nicht genug. Du musst jetzt mit diesen Hirngespinnsten anfangen.«

»Edith« Papa's Stimme ist leise, aber scharf. »Patrizia nimmt ihr Leben endlich selbst

in die Hand. Das sind keine Hirngespinnste.«

Mama hebt die Hände. »Ist ja gut, Richard.« Sie wendet sich an Fine. »Du verstehst das doch auch nicht, oder? Ich jedenfalls verstehe es nicht.«

Fine zögert, als würde sie abwägen, ob sie sich einmischen soll. Dann seufzt sie. »Ich will ja nichts sagen, aber ... ich verstehe Edith schon.« Sie beißt sich auf die Lippe.

»Eigentlich bist du doch gar nicht der Typ für so was.«

Ich starre sie an. Auf Mamas Zweifel war ich vorbereitet. Aber Fine? Ich hatte gehofft, sie würde mir den Rücken stärken. Wenigstens dieses Mal.

Ich sage nichts. Greife nach meinem Wasserglas.

Mama nickt Fine zu, als hätte sie genau auf diese Bestätigung gewartet. »Siehst du?

Fine ist meiner Meinung.«

Papa stellt sein Glas ab. Laut genug, dass alle aufhorchen.

»Das reicht jetzt.« Seine Stimme ist ruhig, aber scharf wie ein Skalpell. »Patrizia hat ihre Entscheidung getroffen. Ende der Diskussion.«

Einen Moment lang ist es still.

Dann räuspert sich Mama. »Richard, ich verstehe ja, dass du deine Tochter verteidigst, aber—«

»Herrgott, Frau! Sie ist dreißig Jahre alt. Sie darf ihre eigenen Entscheidungen treffen.«

»Nein, lass mich ausreden.« Ihre Stimme wird fester. »Ich bin ihre Mutter. Und ich habe das Recht, mir Sorgen zu machen. Patrizia hat hier alles. ALLES.« Sie zählt an den Fingern ab. »Eine Wohnung, für die sie nichts zahlt. Eine Familie, die sie unterstützt. Einen Job in deiner Klinik, wenn sie will. Und sie wirft das alles weg für... für was eigentlich?«

Meine Finger verkrampfen sich um die Serviette. »Vielleicht will ich einfach nicht das,

was du für mich vorgesehen hast, Mama.«

»ICH für dich?« Mama lacht ungläubig. »Patrizia, du selbst redest doch dauernd darüber! Familie. Kinder. Ein schönes Zuhause. Und auf einmal rennst du davon, als wäre das alles...«

Mama steht auf, beginnt, die Teller zusammenzustellen. Das Klappern von Porzellan füllt die Stille. »Ich will nicht, dass du die falschen Entscheidungen triffst.«

»Oder eine, die du nicht getroffen hast?«

Die Worte sind raus, bevor ich sie zurückhalten kann.

Mamas Kopf fährt hoch. »Wie bitte?«

Fine räuspert sich, rückt ihren Stuhl nach hinten und steht auf. »Vielleicht sollte ich euch-«

»Setzt dich, Fine.« Mamas Ton ist scharf.

Fine zögert. Dann setzt sie sich langsam wieder.

Mama stellt das Geschirr ab. Langsam. Kontrolliert. Ihre Finger umklammern den Tellerrand.

»Ich habe alle meine Entscheidungen sehr bewusst getroffen, Patrizia. Im Gegensatz zu dir, die immer noch nicht weiß, was sie will.«

Fine sitzt da, die Hände im Schoß, scheinbar traut sie sich nicht mehr zu gehen.

»ICH hatte einen Plan.« Mamas Stimme wird lauter. »Ein Ziel. Ich habe mich bewusst für deinen Vater entschieden, für diese Familie. Bewusst. Aber du? Du hast keinen Plan. Du hast nur Angst. Vor Verantwortung, vor dem Erwachsenwerden!«

Ihre Worte treffen. Weil sie teilweise wahr sind. Ich habe keinen Plan. Ich weiß nicht, was ich will. Ich weiß nur, dass ich hier nicht bleiben kann.

«Ich weiß, dass ich keinen Plan habe, Mama«, sage ich leise. Meine Stimme zittert.

»Aber hier ... hier ersticke ich.«

Mama sieht mich lange an. Dann, ganz leise: »Was, wenn es nicht klappt? Du kommst dann zurück und ... dann?«

»Dann kommt sie zurück.« Papa sagt es, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt. »Und wir sind hier.« Er sieht mich an, lächelt. »Aber, du wirst das schaffen, mein Kätzchen.«

Mama hält seinem Blick stand, aber statt etwas zu erwidern, wendet sie sich ab und trägt die Teller in die Küche.

Stille.

Fine und ich sitzen da. Sie spielt mit ihrer Serviette, ich starre auf meinen Teller.

Vielleicht haben die beiden recht. Vielleicht scheitere ich. Vielleicht bin ich wirklich nicht der Typ dafür. Sechs Monate Prüfungen, und wofür? Um am Ende doch wieder hier zu landen?

Ich schaue zu Fine. Sie müsste doch etwas sagen. Irgendwas. Sie ist meine beste Freundin, seit 20 Jahren. Sie sollte hinter mir stehen, sich für mich freuen. Mir Mut machen, an mich glauben.

Aber sie schweigt.

Papa nimmt die Schüssel mit dem Gemüse und folgt Mama in die Küche. Im Vorbeigehen drückt er kurz meine Schulter, nickt Fine zu – knapp, höflich, kühl.

Ich stehe auf, schiebe den Stuhl unter den Tisch zurück. »Ich bin ... ich glaub, ich bin müde. Außerdem bin ich noch nicht ganz mit Packen fertig.«

»Ja.« Fine steht auf, fast erleichtert. »Ich sollte auch los. Du hast morgen einen langen Tag.«

Sie zögert an der Tür, dreht sich noch mal um. Grinst. »Soll ich für nächsten Samstag einen Tisch bei Luigi reservieren?«

»Sehr witzig, Fine. Sehr witzig.«

Fine lacht. »War nur ein Angebot. Falls du früher zurückkommst als geplant.«
Sie zieht mich in ihre Arme, drückt mich fest.
»Du weißt, dass ich dich lieb hab, oder?« Ihre Stimme ist warm. »Ruf mich an, ja?
Jeden Tag! Ich will alles wissen. Die Strände, die heißen Typen, die Partys, ob du
irgendwelche Stars siehst.« Sie lacht. »Das wird sicher mega!«
Sie löst sich, drückt noch einmal meine Schultern. »Pass auf dich auf, Patty.«
Dann ist sie weg.
Ich stehe noch einen Moment da. Strände. Heiße Typen. Partys.
Darum geht es doch gar nicht.

Die Tür zu meiner Wohnung – die Einliegerwohnung, für die ich keine Miete zahle, die
Papa eingerichtet hat – fällt hinter mir ins Schloss. Ich lehne mich dagegen, atme aus.
Um mich herum: gepackte Koffer, mein ganzes Leben in drei Taschen.
Ich wandere durchs Zimmer. Streiche über den Schreibtisch, an dem ich für die
Prüfungen gelernt habe. Das Regal mit den Büchern, die ich zurücklasse. Die
gerahmten Fotos an der Wand – Fine und ich am Ammersee, Mama und Papa an
meinem Schulabschluss.
Morgen. Los Angeles. Ein Jahr. Eine Chance.
Aber Mamas Stimme lässt mich nicht los. »Was, wenn du scheiterst?«
Ich bleibe vor dem Bett stehen. Dort, halb unter dem Kissen, liegt er noch – mein alter
Stoffhase. Abgewetzt, ein Ohr schief. Mama wollte ihn schon hundertmal entsorgen.
Ich nehme ihn in den Arm. Für einen Moment bin ich wieder zehn und Fine zeigt mir,
wie man Opa Kreitmeier ein Eis abschwatzt.
Mama hatte in vielem recht. Ich habe noch nie wirklich allein gelebt. Nie selbst für
mich gesorgt. Sie und Papa haben alles geregelt. Ich habe keinen Plan. Vielleicht

scheitere ich wirklich.

Aber wenn ich bleibe, ändert sich auch nichts. Dann sitze ich in einem Jahr immer noch hier. In dieser Wohnung. An Mamas Tisch. Mit Fine, die mir sagt, wer ich bin.

Ich stopfe den Hasen in den Koffer. Ziehe den Reißverschluss zu.

Morgen. Los Angeles. Ein Jahr. Eine Chance.

Ich atme tief durch.

Ich schaffe das.

Ich wiederhole es, bis ich es fast glaube.

PHILLIP

Mittwoch, 25. April 2012, München

Er weiß, wie man Pläne macht und Räume ordnet, doch Gefühle lassen sich nicht so leicht strukturieren, wie er gerne hätte.

Mittwoch. Letzter Arbeitstag vor Los Angeles.

Die meisten sind längst gegangen. Ich sortiere die letzten Unterlagen für das Projekt. Verträge, Zeichnungen, Kalkulationen. Alles sauber gestapelt. Ich mag Ordnung. Sie gibt Struktur. Klarheit.

Auf dem Monitor öffne ich noch einmal die Datei ›LA_Masterplan_final8‹. Klicke durch die Seiten. Ablauf, Termine, Kosten. Erledigt. Gesichert. Geprüft. Die Lieferketten sind koordiniert. Die Genehmigungen liegen vor. Die Budgets sind freigegeben. Ich warte nur noch auf Jonas' finalisierte Berechnungen, dann liegt alles komplett vor.

Es fügt sich gut zusammen. Ein anspruchsvolles Projekt. Ein Bürokomplex in Downtown Los Angeles. Achtzehn Stockwerke. Moderne Architektur mit nachhaltigen Elementen. Komplex genug, dass es fordert. Rentabel genug für unser Unternehmen.

Das gefällt mir. Das ist meine Welt.

Plötzlich fliegt die Tür auf. Ich zucke so zusammen, dass mir der Füller fast aus der Hand rutscht. Jonas steht im Rahmen und grinst wie ein Honigkuchenpferd.

»Mann, Jonas! Fast hätte ich meine Unterschrift quer über die Seite gesetzt. Was ist los?«

Jonas stolziert herein, wirft die Mappe auf den Tisch. »Ich bin Vater!« Er strahlt über das ganze Gesicht. »Letzte Nacht. Phillip, ich bin Vater geworden!«

Ich springe auf und bin mit zwei Schritten bei ihm. »Mann, Jonas! Du Glückspilz!« Ich ziehe ihn fest an mich, klopfe ihm auf den Rücken, halte ihn einen Moment fest. »Das ist unglaublich! Wie geht's Saskia? Und dem Baby?«

»Ein Junge, Phillip! Wir haben einen Sohn! Drei Komma zwei Kilo. Gesund. Alles ist gut. Saskia ist müde, aber glücklich.«

»Das klingt perfekt.« Ich löse mich von Jonas, trete einen Schritt zurück und richte meine Krawatte. Mein Blick fällt auf die schwarze Mappe auf dem Schreibtisch. »Und der Name? Habt ihr schon einen?«

»Finn. Finn Becker.« Jonas strahlt. »Klingt gut, oder?«

Ich gehe zurück hinter meinen Schreibtisch.

»Guter Name.«

Ich setze mich und lege eine Hand auf die Mappe. »Lass die hier. Ich schau mir die Zahlen nachher an. Du solltest zu Saskia und Finn.«

Jonas mustert mich einen Moment. Dann setzt er sich auf die Kante des Stuhls mir gegenüber, lehnt sich vor.

»Weißt du, Phillip... ich wünsch dir, dass du das auch mal erlebst. So ein Glück.« Er grinst. »Wann kommt denn bei dir endlich die Richtige?«

Ich zucke mit den Schultern. »Wenn sie kommt, kommt sie.«

»In L.A. vielleicht?« Jonas zwinkert. »Kalifornien. Strand, schöne Frauen ...«

»Ich fahr da hin, um zu arbeiten, Jonas.«

»Klar.« Er richtet sich auf. »Aber du könntest trotzdem mal die Augen offenhalten. Ich meins ernst, Mann. Du solltest auch mal jemanden finden. Nicht nur Projekte.«

Ich nicke. Greife nach dem Füller, drehe ihn zwischen den Fingern.

»Jonas.«

Er schaut mich an.

»Du hast jetzt als Vater andere Verpflichtungen. Ich werde dein Gehalt anpassen.

Rückwirkend ab diesem Monat.«

Jonas blinzelt. »Phillip, das ist—«

»Ähm, und noch etwas.« Ich lege den Stift zur Seite. »Ich brauche jemanden hier, der die Koordination übernimmt, während ich in L.A. bin. Die Fäden in der Hand behält.«

Ich verschränke die Hände auf dem Schreibtisch. »Meinst du, du schaffst das? Mit dem Baby?«

Er hält meinem Blick stand. »Klar. Darauf kannst du dich verlassen.«

»Gut.« Kurze Pause. »Grüß mir Saskia.«

»Mach ich.« Jonas bleibt noch einen Moment sitzen. »Danke, Phillip. Das ... das bedeutet mir viel.«

Ich nicke nur.

Er steht auf, geht zur Tür, dreht sich noch einmal um. »Viel Erfolg in L.A., Mann. Und pass auf dich auf.«

»Danke.«

Die Tür fällt ins Schloss.

Ich ziehe die Mappe näher zu mir, schlage sie auf. Die Zahlen. Sauber aufbereitet, wie immer. Ich blättere durch – Kostenkalkulation, Materialaufstellung, Zeitplan. Auf den ersten Blick sieht alles gut aus. Den Rest gehe ich morgen im Flugzeug durch – bei elf

Stunden Flug habe ich genug Zeit.

Ich fahre den Monitor herunter, stecke die Berechnungen in meine Tasche und schalte das Licht aus.

Zeit, nach Hause zu fahren.

Zu Hause stelle ich den Wagen in die Tiefgarage. Der Aufzug bringt mich in den dritten Stock.

Ich denke an Jonas. An Saskia und den kleinen Finn. An das Grinsen, das Jonas bis zu den Ohren reichte. An die drei Komma zwei Kilo. Finn. Wie lange wünsche ich mir eigentlich schon, meinen eigenen Sohn im Arm zu halten?

Meine Wohnung liegt am Ende des Flurs. Hundertfünfzig Quadratmeter. Drei Zimmer. Alles hochwertig eingerichtet. Designermöbel. Kunst an den Wänden. Erlesene Teppiche auf Echtholzparkett. Ruhig. Ordentlich. Ein guter Platz für eine Familie. Theoretisch.

Ich schließe die Tür auf. Es riecht nach Zitronenreiniger. Die Haushälterin war noch mal da. Alles blitzblank. Sie hat frisch gebügelte Hemden aufs Bett gelegt, die noch in den halbgepackten Koffer müssen.

Aber erst mal ein Gläschen Wein.

Ich gehe in die Küche, schenke mir ein Glas Château Margaux ein und setze mich damit auf die Couch im Wohnzimmer. Ein tiefer Schluck. Die Ruhe hier ist ... vollkommen. Zu vollkommen vielleicht?

Ich stelle das Glas ab, gehe zum Beistelltisch. In der Schublade liegen meine Reiseunterlagen. Flugbestätigung, Hotelreservierung, Visitenkarten.

Als ich alles herausziehe, segelt ein Foto zu Boden.

Familienfeier letztes Jahr. Mutter, Vater, meine Geschwister mit ihren Partnern und

Kindern. Ich stehe am Rand der Gruppe. Anzug. Korrektes Lächeln.

Katharina hätte hier neben mir stehen sollen.

Hätte. Vergangenheit.

»Du kannst mir ein Haus kaufen, Phillip. Aber du kannst kein Zuhause daraus machen.« Das waren ihre Worte vor zwei Jahren, als sie ging.

Sicherheit. Ansehen. Ein Haus am Stadtrand. Die besten Restaurants. Eine gemeinsame Zukunft. Familie. Kinder. Was hätte ich noch tun sollen?

Ich hebe das Foto auf, da vibriert mein Handy. Ich lasse die Fotografie in die Schublade gleiten und greife nach dem Telefon.

Vater.

Ich nehme ab. »Hallo.«

»Phillip. Alles organisiert?«

»Natürlich. Abflug morgen früh um zehn.«

»Gut.« Eine kurze Pause. »Das L.A.-Projekt ist entscheidend. Wenn du das durchziehst, öffnet das Türen. Nicht nur für die Firma.«

»Ich weiß.«

»Newport wird dich vom Flughafen abholen. Er kennt die richtigen Leute dort. Nutze das.«

»Mach ich.«

»Die Gala Ende des Monats – du hast den Termin?«

»Im Kalender.«

»Wichtig. Sehr wichtig.« Wieder eine Pause. Ich höre ihn Papiere umblättern. »Deine Mutter lässt grüßen. Sie meint, du solltest dich melden, wenn du angekommen bist.«

»Sag ihr, ich melde mich.«

»Gut. Halte mich auf dem Laufenden. Wöchentlich.«

Er legt auf.

Ich stehe einen Moment mit dem Handy in der Hand da. Keine Frage, wie es mir geht.

Kein »Viel Erfolg« oder »Pass auf dich auf«.

Ich lege das Mobiltelefon auf den Tisch und gehe zum Fenster.

Die Stadt ist erleuchtet. Tausend Fenster. Hinter jedem ein Leben.

Irgendwo dort unten sitzt Jonas jetzt. Hält sein Baby im Arm. Seine Frau neben ihm.

Genau das, was ich mir wünschen würde. Eine große Familie. Kinder. Stabilität.

Ich bin vierzig. Erfolgreicher Architekt. Finanziell abgesichert. ETH Zürich. Master-Abschluss. Zertifizierungen, von denen die meisten nur träumen können.

Zeig mir einen Mann, der mehr vorweisen kann. Herrgott, ich kann einer Frau doch alles bieten. Aber scheinbar nicht das Richtige.

Ich wende mich vom Fenster ab. Was solls.

Morgen früh um sechs kommt das Taxi.

Die nächsten Monate: Baustellenbesprechungen, Behördengänge, Koordination mit Subunternehmern. Mögliche Folgeaufträge in Kalifornien. Geschäftsessen.

Abendveranstaltungen. Networking.

Gala. Anzug. Champagner. Small Talk. Ich kenne das Spiel. Habe es oft genug gespielt.

In München. In Frankfurt. In Berlin. Jetzt also in Los Angeles.

FAMIE

Dienstag, 12. Juni 2012, Los Angeles

Das Leben hat Spuren bei ihm hinterlassen. Aber es gibt etwas in ihm, dass trotz allem nicht aufhört zu hoffen.

Dienstagabend. Hitze liegt über der 105th Street.

Der Asphalt gibt die Wärme des Tages ab. Riecht nach heißem Teer, Müll, Abgasen. Die Luft steht. Ich ziehe das durchgeschwitzte T-Shirt von der Haut, lasse es wieder fallen. Feierabend. Endlich.

Ich bin auf dem Weg zum Einkaufen. Brot, Milch, irgendwas für heute Abend. Die Hood ist ruhig. Leute sitzen auf Treppenstufen, Kids spielen Basketball auf einem kaputten Platz. Irgendwo dröhnt Musik aus offenen Fenstern. Normalität. Oder was man hier Normal nennt.

Dann sehe ich sie.

Vier von den Razors. Ecke 105th und Grape. Violette Caps, die Tats am Hals. Sie stehen um einen Burschen. Vielleicht vierzehn, dünn, verängstigt. Einer der Razors hält ihm etwas hin. Ein kleines Päckchen. Der Junge schüttelt den Kopf.

Ein Wagen bleibt neben der Gruppe stehen. Schwarzer Impala, getönte Scheiben. Die Beifahrertür öffnet sich. Jemand steigt aus.

Vicious.

»Scheiße«, murmle ich.

Mein Herz schlägt schneller. Ich habe ihn seit Jahren nicht gesehen. Seit damals. Seit den Schlägen. Seit den Nächten auf der Straße, als ich dachte, ich würde es nicht überleben.

V lehnt sich an den Wagen, verschränkt die Arme und beobachtet seine Leute. Er gibt ihnen ein Zeichen. Die Razors rücken näher an den Jungen heran. Einer lacht. Der Junge weicht zurück, stößt gegen einen anderen Razor.

Ich kenne solche Szene. Habe sie hundertmal erlebt. War selbst lange Teil davon. Auch ich war mal so ein Junge. Eingekegelt. Allein. Bis V mich in die Gang aufnahm. Damals glaubte ich, er hätte mich gerettet. Aber die Razors waren keine Zuflucht. Sie waren ein Käfig. Gewalt. Drogen. Kein Weg raus.

Und als ich mich weigerte, das Leben eines Kindes zu zerstören, haben sie mich auf die Straße geworfen. Verprügelt. Verstoßen. Ich bin rausgekommen. Irgendwie. Aber ich weiß, was es kostet. Der Junge soll es gar nicht erst versuchen müssen.

Ich gehe rüber.

Die Razors bemerken mich. Einer tippt V auf die Schulter und deutet mit dem Kopf in meine Richtung. V dreht sich langsam um. Sein Blick bleibt an mir hängen.

Für einen Moment bin ich wieder siebzehn. Stehe vor ihm. Warte darauf, dass er mir sagt, was ich tun soll.

»Na so was«, sagt er. Seine Stimme ist ruhig, aber ich höre den Stachel darin. »Jamie. Lange nicht gesehen.«

Seine Stimme löst etwas in mir aus. Etwas, das ich begraben habe.

Ich bleibe ein paar Meter entfernt stehen, meine Hände locker an den Seiten. Ruhig. So ruhig, wie ich aussehen muss. »V.«

»Was verschafft uns die Ehre?« Er stößt sich vom Wagen ab und kommt näher. Die Razors beobachten uns. Der Junge nutzt V's Ablenkung nicht, um abzuhausen. Zu viel Angst.

»Lass den Jungen in Ruhe«, sage ich.

V grinst. »Tyrell? Tyrell ist mein Freund. Wir unterhalten uns nur. Stimmt's, Tyrell?« Der Junge sagt nichts. Glotzt auf den Boden.

Genau wie ich damals. Zu verängstigt, um zu sprechen. Zu verängstigt, um wegzulaufen.

»Sieht nicht nach Unterhaltung aus«, sage ich.

Ich gehe an V vorbei, direkt auf Tyrell zu. Einer der Razors macht einen Schritt auf mich zu, aber V hebt die Hand. Stoppt ihn.

V lässt mich gewähren. Warum? Spielt er mit mir? Oder meint er immer noch, er hat Kontrolle über mich?

Ich packe Tyrell's Arm, ziehe ihn zu mir aus dem Kreis.

»Hau ab«, zische ich ihm zu.

Er starrt mich an. Rührt sich nicht.

»JETZT!«, sage ich lauter.

Das weckt ihn auf. Tyrell reißt sich los, rennt die Straße runter und verschwindet um die Ecke.

Ich drehe mich zu V um.

Sein Grinsen ist verschwunden. Die Razors sind angespannt, warten auf ein Zeichen.

V mustert mich. Lang. Dann lacht er. Kurz, bitter.

»Du bist immer noch derselbe, Jamie. Spielst den Helden.« Er schüttelt den Kopf.

»Aber du hast hier kein Mitspracherecht mehr.«

»Ich bin Cop. Das gibt mir Mitspracherecht. Überall.«

Etwas flackert in V's Augen. Wut. Verachtung. Vielleicht auch Schmerz.

»Cop.« Er spuckt das Wort aus wie Gift. »Du warst mal einer von uns. Jetzt bist du ein Hund für die Bullen.«

Die Worte treffen mich. Härter als ich zugeben will. Ein Teil von mir glaubt ihm immer noch. Der Teil, der ihm alles verdankt. Der Teil, der ihn geliebt hat wie einen Bruder.

»Ich bin kein Hund«, sage ich. Meine Stimme ist ruhiger, als ich mich fühle. »Nicht für dich. Nicht für irgendwen.«

V kommt näher. Die Razors bilden einen lockeren Kreis um uns. Warten.

»Du denkst, du bist was Besseres jetzt, Jamie? Weil du 'ne Badge trägst?«

»Ich denke nicht. Ich weiß es.«

Einer der Razors grinst. V bemerkt es. Sein Kiefer spannt sich.

»Du hast uns damals verraten. Wegen einer Bitch.«

»Sie war ein Kind. Granny Bricker's Enkelin.«

»Granny Bricker.« Spuckt V aus. »Geschäft ist Geschäft. Niemand ist heilig.«

»Du hast die Hood-Regeln gebrochen. Schütze die, die uns beschützen.«

V lacht bitter. »Du predigst mir Hood-Regeln? Du hast uns damals den Rücken gekehrt. Wir waren deine Familie, Jamie. Ich war dein Bruder. Aber du bist zur Polizei gekrochen. Hast alles verraten, wofür wir standen.«

Familie. Bruder.

Die Worte brennen. Weil sie wahr sind. Weil ich ihn geliebt habe. Weil ein Teil von mir ihn immer noch liebt, auch nach allem, was er mir angetan hat.

Ich will ihm sagen, dass er mich zu Freiwild gemacht hat, damals. Monatelang.

Aber ich sage nichts. Weil er es weiß. Und weil es ihm egal ist.

»Du warst mein Bruder. Ich presse die Worte durch die Zähne. »Bis du von mir verlangt hast, ein Kind kaputt zu machen.«

V's Augen werden hart. »Ghost«, sagt er. Ruhig. »Zeig ihm seinen Platz.«

Ghost tritt vor. Jung, vielleicht neunzehn. Das Tat am Hals frisch gestochen, noch rot. Er grinst. Ballert die Faust vor.

Ich sehe den Schlag kommen. Mein Körper reagiert, bevor mein Kopf kann. Jahre auf der Straße. Jahre, in denen ein falscher Schritt den Tod bedeuten konnte.

Ich weiche aus. Blocke den nächsten Schlag. Ghost schwingt wild, ungeübt. Er erinnert mich an mich selbst. Damals. Jung. Zu viel Wut, zu wenig Technik. Ich gehe unter seinem Arm durch, greife sein Handgelenk, drehe mich. Hebel. Ghost schreit auf. Ich werfe ihn zu Boden. Er knallt auf den Asphalt, röchelt.

Meine Hände zittern. Nicht vor Anstrengung. Vor Adrenalin.

Ich lasse ihn los und trete einen Schritt zurück.

»Traust du dich selbst nicht mehr an mich ran?«, sage ich.

Die anderen Razors bewegen sich auf mich zu. Wollen eingreifen. V schüttelt den Kopf. Er bewegt sich schnell. Schneller, als ich erwartet hätte. Seine Faust trifft meine Rippen. Ich taumle zurück. Er kommt nach. Noch ein Schlag. Ich blocke, aber er ist stärker als früher. Er drängt mich zurück, gegen die Wand.

Sein Unterarm presst gegen meine Brust. Hält mich fest. Sein Gesicht ist nah an meinem. Ich rieche Schweiß, Zigaretten. Sein Atem streift meine Wange.

Er ist zu nah. Viel zu nah. Ich will zurückweichen, aber die Wand ist hinter mir, hält mich gefangen.

»Du hast Eier, Jamie. Das war immer schon dein Problem.«

Dann sehe ich das Messer. Er zieht es langsam. Lässt mich zusehen. Die Klinge blitzt im Licht. Ich habe Angst. Nicht vor dem Messer. Vor ihm. Vor dem, was er mir nehmen

kann. Wieder.

Er legt das Messer an meine Kehle. Kalt. Scharf.

»Du lebst nur noch in der Hood, weil ich es erlaube. Die anderen hätten dich längst zerrissen.«

Ich will ihm widersprechen. Will ihm sagen, dass ich ihm nichts schulde. Aber ich kann es nicht. Weil er recht hat. Ohne ihn wäre ich verreckt. Auf der Straße. Wie ein Hund. Und das ist das Schlimmste: Ich verdanke ihm mein Leben. Dem Mann, der mich zerstört hat.

Ich schlage nach oben. Hart. Treffe V's Handgelenk. Das Messer weicht von meiner Kehle.

Aber V ist schneller.

Er lässt sich fallen. Zieht die Klinge mit. Nach unten.

Ich spüre den Stich, bevor ich ihn sehe. Heiß. Tief. Mein Knie explodiert.

Ich gehe zu Boden.

Der Schmerz tobt. Aber es ist nichts gegen die Nächte auf der Straße. Gegen den Hunger, der so schlimm war, dass ich aus Mülltonnen gegessen habe. Gegen die Kälte, die mich fast umgebracht hätte. Gegen die Männer, die dachten, ein obdachloser Junge wäre leichte Beute.

Ich beiße die Zähne zusammen. Zeige nichts.

Nicht vor ihm. Niemals vor ihm.

V steht auf. Wischt die Klinge an meiner Hose ab. Langsam. Gründlich. Dann richtet er sich auf. Zupft sein Shirt gerade. Sieht auf mich herunter.

»Vergiss nicht, wem du hier alles verdankst.«

Er dreht sich um. Geht zurück zum Wagen.

Dann fallen Schüsse.

Drei. Vier. Schnell hintereinander. Irgendwo die Straße runter. Schreie.

Die Razors zucken zusammen. Einer von ihnen flucht. Ghost rappelt sich hoch, sieht zu V.

Der bleibt ruhig. Nickt. »Wir verschwinden.«

Sie steigen ins Auto. Lassen den Motor aufheulen und die Reifen quietschen. Dann sind sie weg.

Ich bleibe allein zurück. Setze mich auf. Mein Knie brennt.

Ich zwingen mich, hinzusehen. Die Hose ist aufgerissen. Blut quillt aus der Wunde.

Läuft mein Bein runter. Zu viel. Viel zu viel.

Ich presse die Hand drauf. Versuche, den Druck zu halten. Das Blut sickert durch meine Finger. Warm. Klebrig.

»Was für ein Scheißtag«, murmle ich.

Wieder Schüsse. Mehr jetzt. Klingt nach Automatikfeuer. Schreie.

Verdammt. Ich muss da hin, weiß aber nicht mal, wie ich aufstehen soll.

Ich drücke die Hände gegen die Wand. Schiebe mich langsam hoch. Mein Knie schreit.

Gibt nach. Ich falle zurück.

«Verdammter Shit!«

Noch mal. Langsamer. Ich stütze mich ab, ziehe mich an der Wand hoch. Diesmal schaffe ich es. Stehe. Schwanke. Das Knie will nicht tragen. Ich lehne mich gegen die Mauer, atme durch.

Ich brauche Linc.

Ich ziehe mein Handy raus. Wähle seine Nummer.

»Jamie? Was–«

»Linc.« Ich beiße die Zähne zusammen. »Schießerei. Irgendwo in der Nähe der 105th und Grape. Ich bin verletzt. Schick einen Krankenwagen.«

Stille. Kurz. Dann: »Wie schlimm?«

»Schlimm genug. Aber bis ihr hier seid, muss jemand da hin. Ich geh.«

»Du bleibst, wo du verdammt nochmal bist, Jamie!« Lincs Stimme ist scharf.

Angespannt. »Ich schick dir die Sanis. BLEIB DA! Hörst du mich?«

»Ja, ja.«

Ich lege auf.

Dann setze ich mich in Bewegung. Ein Schritt. Mein Knie knickt ein, aber ich fange mich. Nächster Schritt. Ich ziehe das Bein nach. Humpele die Straße runter, Richtung Schüsse.

Jeder Schritt wie ein Feuersturm, aber ich kann nicht stehen bleiben. Da vorne sterben Leute.

Ich sehe runter. Mein Hosenbein ist durchnässt. Dunkel. Klebt an meiner Haut. Meine Hände sind rot verschmiert. Ich versuche sie an der Hose abzuwischen, aber es bringt nichts. Blut tropft auf den Asphalt. Eine Spur hinter mir.

»Scheiße nochmal.«

Ein paar Schritte schaffe ich noch. Dann wird alles schwer. Meine Beine. Meine Arme. Mein Kopf.

Die Schüsse sind näher jetzt. Oder bilde ich mir das ein?

Ich stolpere. Fange mich nicht mehr. Meine Knie treffen den Boden. Schmerz explodiert. Ich schreie nicht. Schlucke es runter.

Versuche, wieder aufzustehen. Schaffe es nicht.

»Komm schon«, flüstere ich. »Komm schon.«

Aber mein Körper gehorcht nicht mehr. Ich sinke zurück. Lehne mich gegen eine Hauswand. Das Knie schreit. Blut läuft weiter.

Die Schüsse sind verstummt. Aber die Sirenen werden lauter. Dutzende. Polizei,

Krankenwagen, Feuerwehr.

Das ist kein einfacher Drive-by. Das ist Chaos.

Schritte. Schnell. Schwer.

»Jamie! JAMIE!«

Linc.

Ich öffne die Augen. Er kniet vor mir. Sein Gesicht eine Mischung aus Wut und Sorge.

Er sieht mein Knie, die Blutspur hinter mir, meine blutverschmierten Hände.

»Was zum Teufel ist passiert? Wer hat dich niedergestochen?«

»Razors.«

»Natürlich. Die Razors.« Sein Kiefer spannt sich an. »Verdammt nochmal, Jamie!«

»Die Schießerei«, presse ich raus. »Wie schlimm?«

»Schlimm. MANV. Multiple Schussopfer, Unfälle, komplettes Chaos.« Er brüllt über die Schulter. »SANITÄTER! HIER! SOFORT!«

Zwei Sanitäter kommen angerannt. Einer kniet sich neben mich.

»Wir müssen da hin.« Ich versuche aufzustehen. Mein Knie gibt nach. Ich falle zurück.

»Verdammt!«

»Sie bleiben genau hier, Sir!« Der Sanitäter packt meine Schulter. »Sie sind schwer verletzt. Bewegen Sie sich nicht!«

»Da drüben sterben Leute–«

»Und SIE verbluten HIER, wenn Sie nicht die Klappe halten und sitzen bleiben!« Er öffnet seinen Koffer, zieht einen Verband raus. »Bein ruhig. JETZT!«

Ich schlage seine Hand weg. »Fass mich nicht an!«

Linc stoppt den Sanitäter mit einer Bewegung. Dann packt er mein Gesicht. Zwingt mich, ihn anzusehen.

»GENUG, Jamie! Du hörst jetzt auf mit dem Scheiß! Du lässt dich versorgen, oder ich

lass dich hier verdammt nochmal festschnallen! Verstanden?«

Seine Stimme ist eiskalt. Kein Raum für Widerspruch.

Ich starre ihn an. Dann nicke ich. Einmal. Kurz.

Linc lässt los. Tritt zurück.

»Wie viele?«, frage ich durch die Zähne.

»Weiß ich nicht. Zehn, fünfzehn Verletzte. Vielleicht mehr. Tote. Keine Ahnung wie viele. Es ist ein verdammt Schlachtfeld da drüben.«

Die Sanitäter heben mich auf die Trage. Schnallen mich fest. Ich will protestieren, aber Lincs Blick stoppt mich.

Einer legt eine Infusion. »Wir bringen Sie ins Summerhill Hospital.«

Linc geht neben der Trage her. Beugt sich zu mir runter. Seine Stimme wird leiser, aber nicht weicher.

»Mann, Jay, die Razors. Du hättest drauf gehen können. Verstehst du das?«

Er sagt »Jay«. Wie immer, wenn es ernst wird.

»Ich weiß«, sage ich leise.

Linc legt kurz eine Hand auf meine Schulter. Drückt zu.

»Ich muss zum Einsatzort. Wir reden später. Und glaub mir, Jay, das wird kein angenehmes Gespräch.«

»Freue mich drauf«, knurre ich.

»Solltest du nicht.« Er richtet sich auf. »Noch was, und das sage ich nicht als dein Partner. Sondern als dein Freund, verdammt. Das nächste Mal, wenn ich dir sage, du sollst verdammt nochmal liegenbleiben, dann bleibst du liegen. Ist das klar?«

Ich antworte nicht.

»IST DAS KLAR, Detective?«

»Ja, Sir«, presse ich raus.

»Gut.« Dann ist er weg. Verschwindet zwischen den Einsatzwagen.

Die Trage wird in den Krankenwagen geschoben. Türen schlagen zu und der Motor startet.

Ich bin allein mit dem Sani.

Durch die Fenster sehe ich die Blaulichter. Höre die Funkgeräte. Geschriene Befehle.

Und ich liege hier. Festgeschnallt. Nutzlos.

Ich schlage mit der Faust auf die Trage. Einmal. Zweimal. Ich will raus aus diesen verdammten Gurten. Ich will da draußen sein, helfen, irgendetwas TUN. Die Gurte schneiden fest in meine Arme.

»Hey!« Der Sanitäter neben mir greift nach meinem Arm. Nicht sanft. »Hören Sie auf damit!«

»Ach, verdammt. Lass mich in Ruhe!«

»Wenn Sie nicht sofort aufhören, Sir, gebe ich Ihnen ein Beruhigungsmittel. Ist das klar?«

Ich starre ihn an. Er starrt zurück. Ohne Angst. Der Typ lässt sich nicht einschüchtern.

»Versuch's doch«, sage ich leise.

Er seufzt. Schüttelt den Kopf. »Hör zu. Ich weiß, du bist Cop. Ich weiß, das ist beschissen. Aber du hilfst niemandem, wenn du hier ausrastest. Deine Kollegen machen den Job da draußen.«

Ich schließe die Augen. Atme durch. Die Wut kocht weiter.

»Schon gut«, murmle ich.

»Gut.« Er checkt die Infusion. Sagt nichts mehr.

Der Wagen fährt los. Die Sirene heult.

Ich denke an V. An das Messer. An sein Grinsen.

Vergiss nicht, wem du hier alles verdankst.

Ich verdanke ihm nichts. Gar nichts.

Heute hat er mich wieder an meinen Platz gedrückt. Hat aus mir wieder den hilflosen Kerl gemacht, der auf der Straße liegt. Der nichts tun kann.

Ich hasse ihn. Ich hasse mich.

Und ich hasse, dass ich Linc im Stich lassen muss. Dass ich hier liege, während Menschen sterben.

Die Wut kocht. Brennt. Ich will sie rausschreien, aber ich kann nicht.

Sie bleibt. Frisst mich von innen auf.

Danke, dass du mit mir in die Welt von SoCal Love eingetaucht bist.

Wenn du Lust hast, begleite mich gerne weiter – im Newsletter oder auf meiner Webseite.